Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 111 (1985)

Heft: 45

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mit oder ohne

Lächelnd sagt der Herr Pfarrer während eines Gesprächs, wenn er nun für mich einen Spruch auswählen dürfte, würde er mir folgenden empfehlen: «Mit meinem Gott überspringe ich Mauern.»

Ich lächle zurück. Ich bin nicht sehr fromm, und ich denke, dass

Von Leni Kessler

ich das auch allein ganz gut schaffe. Eine Woche später geschieht jedoch Seltsames.

Mein Mann und ich verbringen die Ferien in Zermatt. An einem meiner Ausruhtage liege ich zufrieden auf dem Balkon an der Sonne, während mein Gatte irgendwo in den Bergen herumklettert. Bald langweile ich mich, und ich fahre mit der Gondelbahn zum Schwarzsee. Dort wandere ich den Weg entlang, der zur Hörnlihütte führt, die sich am Fuss des Matterhorns befindet. Ich gehe und gehe, es ist ganz leicht, und von Schwierigkeiten keine Spur. Ich habe beileibe nicht im Sinn, bis zur Hütte zu steigen, aber ich überquere nun schon das erste Schneefeld ohne Mühe, das nächste ebenso. Ich bin fast allein unterwegs, werde nur ab und zu von Bergsteigern überholt, die wahrscheinlich früh am nächsten Morgen das Matterhorn bezwingen wollen.

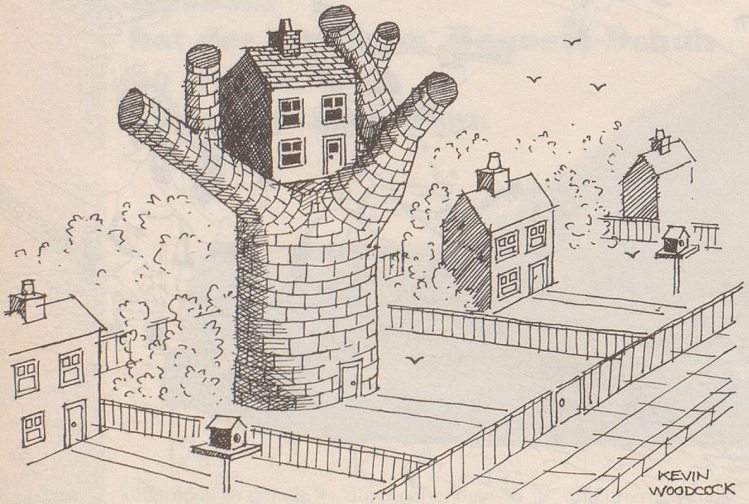
Es ist traumhaft schön, und nun bin ich entschlossen, nicht aufzugeben, alles geht ja so gut, und mein Mann wird stolz sein auf mich. Um auf «meinen» Spruch zurückzukommen: Der Weg wird nun sehr schmal und steil, und plötzlich stellt sich mir ein Hindernis in Form eines Felskopfes entgegen, den es zu überklettern gilt. Ich schaffe es auf keine Art. Da bekomme ich doch ein wenig Angst. Dann muss ich an meinen Spruch denken. Nun, dies wäre jetzt eine Gelegenheit, Hilfe zu erhalten, denke ich leicht spöttisch. Ich wende mich schon zur Rückkehr, da vernehme ich eine Männerstimme: «Darf ich Ihnen behilflich sein?» Ach, das liest sich hier so kitschig, aber genau so ist mir geschehen. Der Mann hilft mir über den Fels, und ich gehe mutig weiter.

Noch etwa eine halbe Stunde bis zur Hütte, ich sehe sie bereits vor mir. Es geht jetzt nicht mehr ganz einfach, und plötzlich überfällt mich die Angst: Ich muss da ja wieder zurück, und abwärts sieht die Sache immer ein wenig schlimmer aus. Auch an jenen Felskopf denke ich, und überhaupt: Müde bin ich auch. Ich komme zum Schluss, dass ich oben übernachten und meinem Mann telefonieren werde, dass er mich anderntags holen kommt. Nein, doch nicht. Ich muss mich ja schämen, und mein Ehegespons wird fürchterlich schimpfen. Noch eine Viertelstunde ungefähr, dann habe ich's geschafft. Aber was nur tue ich anschliessend? Ich bin wirklich verzweifelt. Jemanden bitten, mich mitzunehmen, mag ich nicht, ich will nicht lästigfallen.

Übrigens: Erst muss jemand hier sein, der denselben Weg hat. Das ist nun doch in gewissem Sinn wieder so eine Mauer, über die ich hinweg muss. Was ist nun, lieber Gott? Wo und wie ist deine Hilfe? Ach, Pfarrer, du hast gut reden!

Fast bin ich dem Heulen nahe. Aber das Wunder geschieht, die Hilfe kommt, und zwar in Gestalt meines Mannes. Er war in der Hütte und befindet sich nun auf dem Rückweg. Ich bin sprachlos. Er ist es auch. «Ich möchte gern noch den Rest bewältigen», sage ich und deute zur Hütte. «Ganz klar», entgegnet mein Gatte und bietet mir die Hand. «War nicht schwierig, oder? Aber toll, dass du das allein geschafft hast», lobt er schmunzelnd.

Allein ...?



O Sunnyboy

Wer einen Sunnyboy in seinem Bekanntenkreis hat, weiss ihn sicher zu schätzen, denn er ist unter uns Zeitgenossen ein liebenswerter Mitmensch. Sein sonniges Gemüt neigt nie zu Pessimismus und vermeidet naiven Optimismus. Immer nett, zuvorkommend und adrett, charmant in seinem ausgewogenen Benehmen, ist er ein gerngesehener Gast auf Parties, wo er mit seiner Flexibilität an jedem Gespräch interessiert teilnimmt.

In einen Sunnyboy verliebt zu sein, wie meine Cousine, ist indessen eine recht komplexe, ja harte Sache! Mit Sunnyboys kann man schmusen – zum Heiraten taugen sie nicht viel. Sie lieben Kinder, Tiere, Blumen, Gärten und alle ästhetischen Genüsse dieser Welt, aber mit einer gewissen lächelnden Distanz. So enden Ehen bestenfalls und selten, beginnen tun sie aber nicht so. «Du kannst keine solchen Risiken von einem Sunnyboy verlangen», sage ich zu meiner leidgeprüften Cousine. «Aber er lässt sich doch so gern verwöhnen!» antwortet sie mir. «Das mögen alle Sunnyboys», doziere ich. Meine arme Cousine ist unglücklich, sie möchte nicht nur schmusen und verwöhnen, sondern «etwas Solides aufbauen»!

Frauen wollen in Sachen Mann einfach oft viel zuviel! Man kann nicht einen liebenswerten Sunnyboy auf einer Party bewundern und ihn gleichzeitig für Heim und Herd begehren. Ihm ist es von Natur aus nicht gegeben, mit Ja oder Nein durchs Leben zu gehen, den Normannen gleich: «C'est peut-être bien que oui, peut-être bien que non.» Im Umgang mit Normannen lernt man direkte Fragen vermeiden. Meine Cousine lernt es nicht im Umgang mit ihrem Sunnyboy. Frauen hoffen, mehr als Männer, auch dann noch, wenn eine Beziehung bereits im argen liegt! Meine Cousine versteht nicht, dass Sunnyboys nie Brücken abbrechen; das tun nur impulsive oder kluge Menschen, die Werte richtig einschätzen: Was bereits im argen liegt, ist nicht mehr zu retten. Die Sonnigen brechen nichts entzwei, sie warten, dass es von selbst vergehe. Irgendwann wird das sogar meine Cousine begreifen.

Ellen Darc

Umsteigen

Wir alle möchten weniger verschmutzte Luft. Trotzdem fällt der Verzicht aufs Auto schwer. Auch mir. Zwar habe ich den Entschluss gefasst, am Wohnort die Füsse oder den Bus zu gebrauchen und den Rest der Schweiz vorwiegend mit dem Zug zu erreichen. Das ist in der Theorie sehr einfach, aber in der Praxis habe ich zwiespältige und keineswegs edle Gefühle. Wenn ich jeweils zu Fuss der Hauptstrasse entlang marschiere und Auto um Auto an mir vorbeifährt, komme ich mir vor wie der letzte Mensch oder wie ein Trottel, der mit einer Tasse das Meer ausschöpfen möchte. Nehme ich zur Abwechslung den Bus, finde ich es nicht besonders lustig, im Gedränge zu stehen und durchgerüttelt zu werden: «Im eigenen Auto könntest du wenigstens sitzen, Radio hören und direkt vor die Haustür fahren.» So führt mich die Bequemlichkeit immer wieder in Versuchung.

Besser gefällt es mir, mit den SBB auf Reisen zu gehen. Ich darf zwar keinen Zeit- und Preisvergleich anstellen, sonst könnte ich schwach werden. Um meine Schwester in St.Gallen zu besuchen, brauche ich mit Marsch zum Bahnhof und Warten auf zugigen Perrons dreimal solang wie mit dem Auto; die Billettkosten ergäben einen vollen Benzintank. Dafür fehlt es mir nicht an Unterhaltung. Bis Gossau philosophiere ich mit meinem Sitznachbarn über die heutige Jugend, die Pensionierung und die augenfällige Überbauung der Gegend. Anschliessend erfahre ich einiges aus seiner Lebens- und Krankengeschichte.

Auf der Rückfahrt sind die

Sitzplätze rar. Der schmalere Teil einer Bank ist noch frei, die andere Hälfte füllt eine junge Frau aus. Gegenüber thront die gleiche Rubens-Figur – offenbar Schwestern, die in einer unverständlichen Sprache miteinander reden. Plötzlich bittet mich die eine in bestem Schweizerdeutsch um eine Auskunft, so dass auch hier bald ein angeregtes Gespräch entsteht, mit zwei Sizilianerinnen, wie sich herausstellt.

Solche Kontakte nehmen mich fürs Zugfahren ein. Meine Begeisterung schwindet allerdings, als es bei meiner Ankunft zu regnen anfängt und kein passender Bus am Bahnhof steht. Notgedrungen mache ich mit einem unpassenden nachts um elf eine Stadtrundfahrt. Richtung Endstation bleibe ich mit einem wenig vertrauenerweckenden Fahrgast übrig. Ich steige eine Station früher aus. Mutig wandere ich durch Dunkelheit und Regen und frage mich, ob mein Minibeitrag an den Umweltschutz die Umtriebe wert war.

Wie gelingt wohl andern Leuten das «Umsteigen»? – Hoffentlich besser.

Heidi B.

Novembergedanken

Ich sehe mich in einem matt beleuchteten Raum, dessen Grenzen im Grau zerfliessen. Seine Fläche ist bald durchschritten. Die Wände sind durchlässig; ich glaube zu vernehmen, was ausserhalb des Raumes geschieht. Es gelingt mir jedoch selten, das mich Umgebende zu durchdringen. Frostig und farblos steht es zwischen mir und den anderen, von denen ich annehme, dass sie eine gegenseitig ausströmende Wärme spüren.

Das ist mir versagt. Ich bleibe in der Begrenzung und habe mich in der zugemessenen Dürftigkeit zurechtzufinden. Das geschieht nicht klaglos; doch ich spreche nach innen, für fremde Ohren nicht hörbar. Meine Stimme ist tonlos und bald auch für mich nicht mehr wahrnehmbar.

Meine Bewegungen sind ruhelos, meine Gebärden zerfahren. Meine Kräfte erlahmen vom unzählbaren Aufbäumen gegen die Einsamkeit, die mich umgibt. Ich erlebe mich hilflos der Dumpfheit ergeben. Einzig die Augen versuchen die Trübnis zu durchbrechen; aus dem Halbdunkel heraus schärft sich der Blick. Ich erfasse das Aussen unverfälscht und zerlege das Erfasste gnadenlos. Die scheinbare Wärme der anderen erfahre ich als fade Umhüllung, in der sich nichts widerspiegelt und deren Inhalt gedankenlos Gesammeltes ist.

Ich schliesse die Augen und versage ihnen zu sehen, das Unerträgliche zu gewahren.

Das ist ein Traum. Und du darfst das nie erleben.

Marianne Ludwig

Erstrebenswert?

Einkäufe, die ich in unserem Dorf (das sich jetzt auch «Stadt» nennen darf) nicht erledigen kann, pflege ich zusammenzunehmen. Dann fahre ich an einem Wochentag frühmorgens in die nahegelegene Stadt. In diesem Sommer war so ein Einkaufstag fällig. Bald hatte ich meine Siebensachen beisammen, und da die Einkaufstasche weder voluminös noch schwer war, beschloss ich, ein wenig zu bummeln. Die Sonne verlockte mich dazu, und es hätte fast ein bisschen Ferienstimmung aufkommen können, wenn ...

Ja, wenn nicht ein schreckliches Geschiebe und Gedränge geherrscht hätte. – Eine Hektik, eine Geschäftigkeit, die zwar kurz vor Weihnachten «dazugehört», mitten im Sommer jedoch, bei nahezu südländischer Temperatur, an Loriot erinnerte. Er lässt in einem Zeichentrickfilm (in ganz anderem Zusammenhang) ein Männlein fragen: «Na, wo laufen sie denn, wo laufen sie denn alle hin?» Lieber Loriot, haben Sie wohl doch uns Mitteleuropäer gemeint?

Da unser Griechenland-Aufenthalt noch immer in meinen Gedanken war, begann ich ganz bewusst zu schlendern. Es wurde ziemlich schwierig, und vielleicht hat sich der eine oder andere über mich geärgert, auch wenn ich versuchte, niemanden zu behindern. Genüsslich musterte ich die Auslagen in den Schaufenstern, wohl wissend, dass mir kaum eines der schönen, modischen Kleider ins Budget oder auf die Figur passen würde, dass all die angepriesenen Dinge weit von meiner Lebensart entfernt waren. Zwar bin ich weder Konsumverweigerer noch Aussteiger. Ich glaube auch, dass ich weiss, was schön ist. Aber müssen es derart überflüssige Äusserlichkeiten sein? Sind wir auf so etwas angewiesen?

Auf «unseren» griechischen Inseln und in dem wenig bekannten Schweizer Bergdorf, wo wir seit Jahren unsere Ferien verbringen, sind lederne Bürogarnituren, türkisfarbene Handtaschen und die passenden Stöckelschuhe, Lederaccessoires mit Markenzeichen und teure Kosmetika unbekannt. Zum Glück! Denn dort sind, wenn meine Beobachtungen mich nicht trügen, die Menschen zufriedener. Sie rennen nicht herum, um das noch Grössere, noch Schönere zu ergattern – der Verdienst würde dies auch kaum zulassen. Und wozu sollten jene Menschen versuchen, den Nachbarn mit eigenen Errungenschaften zu imponieren und sie zu übertrumpfen, wenn fast das ganze Dorf miteinander verwandt oder verschwägert ist?

Ist es nicht so, dass wir von allem zuviel haben, mehr, als wir brauchen und mehr, als wir verkraften? Ich nehme mich da nicht aus; «man» kann fast nicht anders in unseren Breitengraden, als in gewissem Mass mitmachen. Aber klar ist, sowohl für meinen Mann als auch für mich, dass wir so bald als möglich anders leben wollen. Nicht aussteigen, sondern umsteigen. Durch Zurückstekken, da, wo es möglich ist, eine Frühpensionierung finanzieren. Und dann an einem schönen Ort das einfachere Leben der Einheimischen teilen. Möglichst weit von Lärm, Geschäftssinn, Hektik und frühzeitigem Infarkt entfernt.

Dass wir keine Schwierigkeiten haben werden, uns an die andere Lebensweise anzupassen, wissen wir. Fehlen werden uns, da wir des Klimas und des Meeres wegen in Griechenland leben werden, die Schweizer Alpen, der Raclette-Käse, ab und zu ein Cervelat. Ein jährlicher Besuch in der Schweiz wird uns aber bestimmt dies alles bieten. Dies alles und noch vieles mehr, das wir nicht unbedingt brauchen. Gesättigt, in jeder Hinsicht, werden wir dann in unsere Wahlheimat zurückkehren können ...

Ziele – noch in ziemlich weiter Ferne zwar. Aber erstrebenswert.

Susi Hitz

Herbstlichkeiten

Ein Überschallknall im gleichmütigen Himmel
die Stauden voll grüner Tomaten
Herdengeläute im Dunst der Nachbarhänge
nostalgische Laubfeuer in den Schrebergärten
Sauser trinken und die Wirkung nicht wahrhaben
Jagdfieber, hechelnde Hunde und Tod
Bergketten in Schichten von tausend Blautönen
Vermicelles mit gutem Gewissen – oder Rahm
Riesenräder und gebrannte Mandeln
Kapuzinerli, voll Inbrunst glühend
nachtjagende Spinnen an der hellen Wand
eine blutende Rebe an grauer Betonmauer
Kinder an der Tür mit Hockey-Losen
ein dürres Blatt, das sich am Trottoirrand kratzt
jeden Tag mehr Flammen in den Wäldern
lärmend den Beerenstrauch plündernde Buchfinke
als blinder Passagier mit den Zugvögeln ziehen
Brombeerkonfi-Spritzer auf den weissen Jeans
zögernd fallende Rosenblätter
niedliche Würmchen, die auf Bio-Obst stehen
die Arme voll Blumenzwiebeln – aber wohin?
Manöver-Echos in unseren Alpentälern
Morgenschleier aus zerzupfter Zuckerwatte
rostende Kastanienblätter – Früchte wie Mahagon
silberne Birkenstämme, in Goldmäntel gehüllt
Baumnüsse auflesen und die Erde wiederfinden
scheu werdende Tage – lange, tiefe Nächte

Dori Niklaus

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Endlich aktiv werden!
(Nebelspalter Nr. 30 und Echo Nr. 37)

Die beiden Schreiberinnen, die sich über die «Brandstifter» beklagen, gehören wohl auch zu den über 60 Prozent der Schweizer, die über die Zahl der Asylanten nicht Bescheid wissen. Sie leben wohl auch in schöner Wohnlage, weitab von den Quartieren, wo Asylanten mit Schweizern zusammenwohnen. Das Leben dieser Schweizer Minderheit ist unerträglich geworden.

Nationalrat Wick hat im Parlament strengste, durchgreifende Massnahmen gegen den Missbrauch des Asylantentums gefordert. 1982 trafen in Basel 171, 1985 bis Ende August über 3000 ein. Der Staat muss sie unterbringen, verpflegen und gibt pro Monat pro Person ca. Fr. 900.– aus. Die Schlepperorganisationen und andere, welche die Asylanten per Flugzeug hereinholen, machen mit den armen Leuten ein grosses Geschäft. Die Schlepperorganisationen übertölpeln unsere Behörden nach Strich und Faden. Das ist ein grober Missbrauch unseres Helferwillens, unserer Opferbereitschaft gegenüber echten Flüchtlingen und unserer Steuergelder. Bei den eingeschleppten Leuten handelt es sich zu 95 Prozent um nicht politisch Verfolgte, sondern um Arbeitsuchende. Nach Schätzung der Hilfswerke liegt aber das Potential der Wirtschaftsflüchtlinge weltweit bei einer halben bis einer Milliarde! Diese Angaben stammen aus einem Artikel von Nationalrat Wick (CVP) in der «Basler Zeitung».

Glauben Sie nicht auch, dass diesen armen Menschen mit den hier aufgewendeten Mitteln in ihren Herkunftsländern besser geholfen werden könnte, wo sie in ihrer Heimat, ihrem Kulturkreis und Klima bleiben könnten? Es wäre doch Sache der Politiker und Behörden, diesen Weg endlich aktiv zu beschreiten.

Ruth Bieder-Imobersteg